DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik
und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion
unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe

HEFT 34

IM DUDENVERLAG DES
BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM/ZÜRICH

Altes und Neues vom sprachlichen Feld

Von Dr. Jost Trier

o. ö. Professor für deutsche Philologie an der Universität Münster (Westf.)

Rede anläßlich der feierlichen Überreichung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
durch den Herrn Oberbürgermeister am 3. März 1968

IM DUDENVERLAG DES
BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM/ZÜRICH

Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke
des Bibliographischen Instituts
als Warenzeichen eingetragen

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages
© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1968
Gesamtherstellung: Zechnersche Buchdruckerei, Speyer
Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart
Printed in Germany

ZUM GELEIT

Der Gemeinderat der Stadt Mannheim hat am 19. Dezember 1967 beschlossen,

JOST TRIER

den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim zu verleihen.

Professor Dr. Jost Trier, emeritierter Ordinarius für deutsche Philologie an der Universität Münster, ist einer der profiliertesten Germanisten der Gegenwart. Seine eindringlichen wortgeschichtlichen Untersuchungen haben der Etymologie neue Leuchtkraft verliehen und längst verschüttete sprachliche Zusammenhänge aufgedeckt. Auf dem Gebiet der Gegenwartssprache hat der von ihm entwickelte Gedanke des Wortfeldes der Sprachwissenschaft wichtige Impulse gegeben und ihr neue Wege zur Erforschung des Aufbaues und der Gliederung des Wortschatzes gewiesen.

Auch für die organisatorischen Anforderungen seiner Wissenschaft war Jost Trier stets aufgeschlossen. Als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Gründungsmitglied des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim und Vorsitzender des staatlichen Arbeitskreises für die Rechtschreibregelung hat er nicht nur seinem engeren Fachgebiet, sondern in weitem Maße der lebenden Sprache gedient.

Mit der Verleihung des Konrad-Duden-Preises ehrt die Stadt Mannheim einen großen deutschen Gelehrten.

Dr. jur. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

Altes und Neues vom sprachlichen Feld

Hochansehnliche Versammlung!

Die Stadt Mannheim hat mir den Dudenpreis verliehen. Dafür sage ich ihr und dem Preisgericht meinen aufrichtigen Dank.

In meiner kleinen Gegengabe greife ich in eine frühere Zeit meiner Arbeit zurück und spreche über Altes und Neues vom sprachlichen Feld. Wie es einem alten Manne geziemt, werde ich mehr erzählen als lehren.

Ich suche einen Einstieg und beginne mit etwas Altbekanntem, hier in Mannheim auch schon Vorgetragenen, nämlich mit der Eigentümlichkeit unsrer gegenwärtigen Sprache, Erzählvergangenheit (Imperfekt, Praeteritum) und Vorgegenwart (umschreibendes Perfekt) sauber auseinanderzuhalten. Wer aus dem Urlaub zurückkommt, wird praeteritale Ketten reihen und etwa sagen: am Donnerstag regnete es, wir blieben zu Hause und lasen; einige spielten Schach. Tritt er aber morgens aus dem Hause und sieht, daß die Straße naß ist, dann wird er sagen: sieh da, es hat geregnet. Das ist die Vorgegenwart. Sie besagt, daß wir das Vergangene in seiner Wirkung auf unsere, der Sprechenden und Hörenden Gegenwart betrachten und betrachtet zu sehen wünschen. Umgekehrt löst die Erzählvergangenheit die mitgeteilten Ereignisse gänzlich von unsrer, der Sprechenden und Hörenden Gegenwart ab, bindet sie aber um so stärker untereinander. Diese Scheidung von Erzählvergangenheit und Vorgegenwart ist eine von dem Gefüge unsrer Sprache uns zur Benutzung dargereichte Möglichkeit. Ja, sie ist eine Anleitung, von der abzuweichen wir uns nur unter sehr besonderen Bedingungen erlauben können. Sie ist eine Anleitung mit einem hohen Grad von Verbindlichkeit. Das hören Sie, wenn Sie eine Ersatzprobe machen. Der Mann, der morgens vors Haus tritt und zu seiner Überraschung sieht, daß die Straße naß ist, kann nicht sagen: sieh da, es regnete. Tut er's doch, so

macht er einen Fehler – und sich selbst lächerlich. Aber wohlgemerkt, ich spreche von der hochsprachlichen Gemeinsprache. Ich spreche nicht von der Mundart und nicht von der Dichtung.

Das Erzählerische, das von der Gegenwart Lösende haftet nicht an der praeteritalen Form als solcher und das Gegenwartsbezogene nicht an der Form des umschreibenden Perfekts als solcher, sondern der Inhalt der einen Form wird durch das Mitdasein der anderen bestimmt. Die Formen weisen sich gegenseitig ihre Leistungen zu. Und dies gilt überall. Der pluralische, besser: nicht singularische Sinn von *Gäste* oder *Hüte* steckt nicht im Umlaut, sondern darin, daß die umgelauteten Formen sich von den nicht umgelauteten *Gast* und *Hut* abheben.

Saussure sagt: „Dans la langue il n'y a que des différences."

Das morphologische System ist ein günstiger Ausgangsboden für eine Betrachtungsweise, die es darauf absieht, die Interdependenz der Zeichen und ihrer Inhalte herauszuarbeiten. Ein noch günstigerer ist das System der in einer Sprache benutzten Laute, der Phoneme, und es ist kein Zufall, daß der Saussuresche Gedanke von der gegenseitigen Abhängigkeit der Elemente gerade in der Lehre von den Phonemen, in der Phonologie, eine frühe und glanzvolle Entfaltung gefunden hat.

Beide, das morphologische und das phonematische System haben dies gemeinsam, daß die Zahl ihrer Elemente übersehbar, daß die Elemente geschlossene Arsenale bilden.

Wie ergeht es aber dem Sprachwissenschaftler, wenn er den unübersehbaren Bereich des Wortschatzes betritt? Hier wird er sich einschränken müssen, wenn er Übersicht behalten will. Er wird Wortfelder ins Auge fassen.

Ein Wortfeld ist eine Gruppe von Wörtern, die inhaltlich einander eng benachbart sind und die sich vermöge Interdependenz ihre Leistungen gegenseitig zuweisen.

Ein Wortfeld bilden z. B. die Farbwörter. Ein Wortfeld bilden die Wörter, die es mit den menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen zu

tun haben. Ein Wortfeld bilden, wenn auch ein künstliches, die Noten des Schulzeugnisses. Es werden da nicht ein für allemal festgegebene Begriffe von je einzeln ihnen zugeordneten Wörtern erfaßt, sondern es wird ein Netzwerk über den Bereich geworfen, und es hängt von der Knüpfstruktur dieses Netzes ab, welche Begriffe als Einheiten den Sprachgenossen dargeboten werden.

Freilich, erst der Vergleich macht das sichtbar. Denn solange nur das eigene Netzwerk gegeben ist, wird es nicht als Netzwerk bemerkt, und das von ihm gliedernd Erfaßte erscheint als das Selbstverständliche, als das, was nicht anders sein kann, als das, was einfach ein Abbild der wirklichen, will sagen der außersprachlichen Welt ist. Solange ich nur meine Sprache kenne, kann ich nicht umhin, sie für seinsabbildend zu halten. Erst der Vergleich befreit mich, indem er mir zeigt, daß vieles auch ganz anders aussehen kann. Der Vergleich bricht die Naivität, und die Brechung der Naivität ist die Voraussetzung der Erkenntnis. Entsprechendes haben Sie vor wenigen Minuten aus dem Munde von Herrn Korlén gehört.

Der Vergleich kann nach zwei Richtungen gehn, in die horizontale und in die vertikale. Man kann zwei Feldstrukturen vergleichen, die verschiedenen Sprachen angehören, z. B. Englisch und Deutsch im Hinblick auf die begriffliche Einteilung der Sitzgeräte oder Niederländisch und Deutsch im Hinblick auf gewisse Zonen ihrer Farbfelder oder Latein und Deutsch wiederum im Hinblick auf die Farben. Man kann andrerseits zwei Feldstrukturen vergleichen, die zwei verschiedenen Epochen derselben Sprache angehören, z. B. dem Mittelhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen, etwa das mittelhochdeutsche mit dem neuhochdeutschen Feld der Begriffe, mit denen der Mensch sich über sich selbst verständigt, das Feld der Menschenkunde also. Das kann man auch aufteilen, so daß man das soziale, ethische, ästhetische, intellektuelle Feld gesondert betrachten kann. Dabei ist allerdings darauf zu achten, daß die Grenzen zwischen diesen Teilbereichen sich nicht gleich bleiben. Im

Mittelhochdeutschen sind ethisches und intellektuelles Feld enger miteinander verbunden als im Neuhochdeutschen. Das zeigt sich darin, daß erst in neuerer Zeit Wörter wie *klug* und *gescheit* die Herrschaft an den Sinnstellen antreten, die sie heute innehaben – oder richtiger gesagt, daß diese Sinnstellen selbst sich erst in neuerer Zeit herausbilden.

Es könnte nun so aussehen, als ob Saussures Lehre und die Erfahrungen der Phonologie zu dem Versuch angereizt hätten, den Gedanken der Interdependenz der Elemente auch am Wortschatz auszuproben und so die Feldbetrachtung von einer Theorie her aufzubauen. So ist es nicht vor sich gegangen, wenn es auch heute so aussehen mag und von manchen rückblickend so beurteilt wird.

Die Feldbetrachtung ist ein praktisches Hilfsmittel, und sie ist als ein solches aus einer Notlage der praktischen Wortforschung entstanden, nämlich aus einer Notlage der diachronisch arbeitenden Bezeichnungslehre, der historischen Onomasiologie. Nicht bei allen ihren Unternehmungen gerät die historische Onomasiologie in diese Notlage. Wenn die Begriffe, deren Benennung sie verfolgt, durch die Zeit fest bleiben (mögen auch ihre Bezeichnungen wechseln), dann findet die Onomasiologie ihr gemäßes Arbeitsgebiet. ‚Rechts' bleibt ‚rechts' und ‚links' bleibt ‚links', ob sie nun mhd. *zese* und *winster* oder nhd. *rechts* und *links* heißen. Auch in solchen Fällen bleibt der Onomasiologie noch Arbeit genug. Es gilt, die Gründe herauszufinden, die den Wechsel der Bezeichnungen herbeigeführt haben. Warum die Untergänge? Woher die Neuerungen? Die Vorgänge können äußerst verwickelt sein. Das leugnen wir nicht. Eins müssen wir indes festhalten. Wenn die Bewegung abgeschlossen ist, dann ist begrifflich alles beim alten. Die Welt als sprachliche Welt sieht nicht anders aus als sie vorher aussah.

Doch nicht überall herrschen so einfache, so beständige begriffliche Verhältnisse. Ganz anders als mit Begriffen wie ‚rechts' und ‚links' steht es mit Begriffen wie ‚Liebe', ‚Ehre', ‚Geiz', ‚Neid', ‚Tugend', ‚Bildung', mit Begriffen aus dem Bereich der sittlichen Qualitäten, der Verstandes-

eigenschaften, der Geistestätigkeiten, Künste, Wissenschaften und der Lebensordnungen in Familie, Gesellschaft, Staat. Da ist es nicht möglich, im einzelnen Begriff festen Fuß zu fassen und auf seine Dauerhaftigkeit zu vertrauen. Es wäre ein falsches, ein rasch enttäuschtes Vertrauen.

In den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts kam die onomasiologische Forschung zum vollen Bewußtsein dieser ihrer Notlage. Sie neigte nun dazu, vor Begriffen der angedeuteten Art zu resignieren und sie aus ihrem Aufgabenbereich ganz auszuschließen. Wohin man dann freilich methodisch mit ihnen sollte, das blieb – zunächst – ungewiß. So sagte Ernst Tappolet 1926: „Ferner zeigt die Erfahrung, daß Begriffe aus dem Gebiet der äußern oder innern Kultur großem Wechsel in Zeit und Raum unterworfen sind. Solche Begriffe eignen sich nicht für die onomasiologische Behandlung, die naturgemäß eine relative Konstanz im psychischen Inhalt der Wörter voraussetzen muß." Soweit Tappolet.

Diese selben zwanziger Jahre waren es nun, in denen ich, unsicher tastend, den Versuch wagte, aus jener Resignation hinauszugelangen, indem ich den einzelnen Begriff, mit dem offenbar wegen seiner Unbeständigkeit nichts anzufangen war, aufgab und den ganzen Komplex von Begriffen ins Auge faßte, von dem er einen Bestandteil bildet.

Das ist die Entstehung der Feldbetrachtung. Sie sehen, daß sie diachronischer Herkunft ist, daß sie aus praktischen Notwendigkeiten und keineswegs aus allgemeinsprachwissenschaftlichen oder gar sprachphilosophischen Überlegungen hervorgegangen ist.

Man kann nichts aussagen über das Verhältnis der einzelnen mittelhochdeutschen Wörter *wîse*, *witzec*, *sinnec*, *bescheiden*, *listec*, *kündec*, *karc* u. a. zu den einzelnen neuhochdeutschen *weise*, *klug*, *gescheit*, *begabt*, *intelligent*, *schlau*, *gerissen*, *listig* u. a. Hier ist nicht irgendein Glied der mittelhochdeutschen Gruppe durch ein bestimmtes Glied der neuhochdeutschen Gruppe ersetzt worden (wie *winster* durch *links*), sondern die neuere Gruppe als Ganzes ist an die Stelle der älteren Gruppe getreten und mit und in ihr ein neues, Gedanken lenkendes Gefüge. Es

werden dem Sprachgenossen nun andere Denkbahnen vorgeschrieben oder doch dringlich nahegelegt. Es ist ein Wandel im Sprachinhalt geschehen. Vorhin ist schon im Blick auf *klug* und *gescheit* darauf hingewiesen worden.

Man kann die Feldlehre als eine weiterentwickelte Onomasiologie betrachten, und mit Recht wird sie von Bruno Quadri in seinem Überblick über die onomasiologische Forschung 1952 so behandelt. Man kann sogar bei der Benennung Bezeichnungsgeschichte bleiben, wie ich es 1931 vorgeschlagen habe. Nur muß man sich klar darüber sein, daß diese Art von Bezeichnungsgeschichte zur Begriffsgeschichte und zu einem Denkmittel der Sprachinhaltsforschung wird.

Ich suchte nach einer kurzen handlichen Benennung dessen, was mir vorschwebte. Da bot sich mir der von Gunther Ipsen 1924 gebrauchte Ausdruck Feld (er sagt Bedeutungsfeld) an. Ipsen sah es mit seinem Feld auf eine besondere Frage, nämlich auf das Verhältnis von Erbgut und Wandergut im Wortschatz ab, ein Gesichtspunkt, der nicht im Mittelpunkt meines eigenen Strebens stand. Auch war Ipsens Feldbegriff im wesentlichen statisch. Dennoch war mir sein Ausdruck Feld eine große Hilfe, ja er wirkte auf mich wie eine plötzliche Erleuchtung.

Nur das Dynamische, das Moment des Wandels und des Werdens schien mir bei Ipsen nicht genügend zu seinem Recht zu kommen. Daher drängte sich mir sehr früh unter dem Worte Feld ein ganz anderes Bild in den Vordergrund, nämlich das Bild der im Rennen liegenden Pferde, das Feld der Pferde, die in Raum und Zeit zum Ziel rennen und zwischen denen die gegenseitigen Stellungsverhältnisse und damit Stellenwerte sich unaufhörlich verschieben. Ich sah es ja ab auf das Weitereilen eines gegliederten Ganzen durch die Zeit und zugleich auf die dabei sich verschiebenden Lageverhältnisse innerhalb dieses Ganzen. Es galt, das Simultane und zugleich das Sukzessive zu sehen, eine Aufgabe, von der Goethe in dem Stück ‚Bedenken und Ergebung' der Morphologischen Hefte meint, sie könne den Menschen in eine Art Wahnsinn versetzen.

Rettung hiervor schien mir in dem Verfahren zu liegen, von simultan gesehener Ebene zu simultan gesehener Ebene, von Querschnitt zu Querschnitt springend durch Vergleich zwischen den Querschnittszuständen die Sukzession sichtbar zu machen.

Saussures Cours de linguistique générale wurde mir früh bekannt und wichtig. Für die Klärung des Gedankens von der Interdependenz der Elemente verdanke ich dem Buche viel. Aber seinem Verbot, synchronische und diachronische Sprachbetrachtung zu verbinden, konnte ich mich nicht unterwerfen. Ich mußte mich ihm zu entziehen trachten. An der Unterwerfung hinderte mich meine Herkunft aus der historischen Onomasiologie und mein daraus folgendes Streben nach einer Geschichte ganzer inhaltlich zusammenhängender Wortkomplexe, nach einer historischen Synonymik.

Es gab (und gibt auch heute) noch andere Bestrebungen, eine Verbindung zwischen synchronischer und diachronischer Wortforschung herzustellen, zu einem „Ineinandergreifen deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft" zu gelangen. Da sie bei Walther von Wartburg mit besonderer Gedankenklarheit auftreten, mußte ich mit ihm in Berührung kommen, und zwar zur Verdeutlichung meiner eigenen Position. Noch heute scheint es mir nötig, zweierlei Phänomene zu unterscheiden. Wortersatz durch Nachschieben bisheriger Trabantenwörter (Luxusmetaphern) in reaktiver Heilung eingetretener Störungen ist sprachpsychologisch und als sprachökonomisches, sprachtherapeutisches Geschehen von höchstem Interesse. Aber etwas anderes ist dies und etwas anderes sind Veränderungen, die zur Herrschaft neuer Denkbahnen führen, den Sprachgenossen neue Kategorien des Welt- und Selbstverständnisses mit Verbindlichkeit nahelegen. Das eine ist seelischer, das andre geistiger Art.

Einige meinen, die von uns als Umbauten begriffenen Vorgänge seien im Grunde auch nichts anderes als Synonymenschübe, und es sei eine terminologische Eigenbrötelei von uns, in ihnen etwas anderes sehen zu

wollen; wir gefielen uns darin, das Einfache kompliziert zu machen. Vielleicht ist es mir gelungen, zu zeigen, daß dem nicht so ist.

Kommen wir auf Ipsen zurück. In seinem Feldbegriff steckt das Bild eines Puzzle-Spiels. Die Wörter seines Feldes legen sich mit ihren verschieden geformten Inhaltskonturen genau passend aneinander wie die Steine des Puzzlespiels. Jede Wortumrandung ist durch die Randgestalt der Nachbarn bestimmt. Dasselbe Bild hatte Richard Moritz Meyer schon 14 Jahre vorher gebracht. Er sagte 1910: „. . . daß jede vorhandene Bezeichnung die übrigen mitbestimmt, wie in einem Zusammensetzspiel jedes Steinchen die Lage aller anderen mitentscheidet. . ."

Als ich Ipsens Ausdruck Feld übernahm, habe ich trotz der Einkreuzung des Bildes vom Feld der Pferde beim Rennen diese Vorstellung von den scharf aneinanderpassenden Wortkonturen nicht ausdrücklich korrigiert. Ich muß mir diese Unterlassung zum Vorwurf machen. Manchen nicht notwendigen Tadel hätte ich der Feldlehre ersparen können. Ich denke an Einwände von Els Oksaar. Die Sprachen arbeiten ja i. a. mit injunktiven Wortinhalten (Ingriffen) nicht mit disjunktiven Inhalten (Umgriffen). Das Bild der scharf sich aneinanderlegenden Wortumrandungen ist daher zu ersetzen durch ein Miteinander sternförmig ausstrahlender Kerne, die so zueinander liegen, daß die äußersten Strahlenspitzen eines Kerns zwischen die Strahlenspitzen der benachbarten Kerne eingreifen oder eingreifen können. Der Gedanke der wechselseitigen inhaltlichen Abhängigkeit der Glieder im Feld bleibt auch nach der Korrektur ganz in seinem Recht.

Freilich, das müssen wir zugeben: der Ausdruck Feld ist immer eine Metapher. Es gibt strenge Leute, die aus der Wissenschaftssprache jede Metaphorik verbannen wollen. Aber der metaphorische Prozeß liegt tief im Wesen der Sprache, ist eine Voraussetzung ihrer Leistung überhaupt. Es würde einen großen Aufwand schwer verständlicher Neubildungen erfordern, wenn wir die Bilder aus dem Tempel weisen wollten, und wer weiß, ob diese Kunstwörter nicht ihrerseits tief versteckte Metaphern

enthielten. Wir vertrauen darauf, daß es der Metapher Feld so ergeht wie allen Metaphern, daß sie schließlich verblaßt, daß schließlich niemand mehr an die Herkunft, sondern alle nur an das denken, was wir unter der Fahne Feld wirklich tun.

Da die Feldlehre es mit den Sprachinhalten und deren Verschiedenheit oder Wandel zu tun hat, stand sie von ihren Anfängen an in der Nähe der Gedankengänge von Leo Weisgerber. Weisgerber war ihrem Entstehn hilfreich und hat später mehr als irgendein andrer ihren Ausbau gefördert. Er hat die Auswüchse ihres anfänglichen Übereifers beschnitten und das Feld seinerseits in ein Feld aller Kräfte der Inhaltssicherung von Wörtern hineingestellt und der Feldlehre damit eine glaubhafte methodische Stelle angewiesen. Wir sehen nun das Feld als einen Mitspieler im Zusammenspiel aller inhaltssichernden Kräfte. Wir können etwas aussagen über die wechselnden Machtverhältnisse zwischen diesen Kräften. An den verschiedenen Weltstellen sieht das Gewichtsverhältnis zwischen den inhaltssichernden Kräften verschieden aus. Die Wirksamkeit des Feldes ist daher auf die verschiedenen Räume des Wortschatzhauses ungleich verteilt, und nicht an allen Weltstellen kann Feldbetrachtung gleichmäßig förderliche Ergebnisse erwarten. Je stärker menschliche Setzung die dingliche Vorgegebenheit überwiegt, um so größer sind die Aussichten der Feldbetrachtung. So etwa formuliert es Helmut Gipper in sachlicher Übereinstimmung mit Hans Schwarz. Es müssen nicht immer Bereiche hoher Abstraktion sein. Lehrreich sind schon die verschiedenen Raffungen, die verschiedenen Zusammenfassungen des einzeln und an sich Konkreten zu höheren Einheiten. Aufschlußreich ist z. B. der Vergleich zwischen der mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Einteilung der Tierwelt. Besonders ergiebig freilich bleiben die Bereiche höherer Abstraktion, und nicht zufällig hat die Feldlehre im Wortschatz des menschlichen Selbstverständnisses ihre ersten Versuche gewagt.

Innerhalb Europas sind die Unterschiede der Gliederungen nicht sehr groß. Das liegt daran, daß die europäischen Sprachen sich jahrhundertelang gegenseitig beeinflußt haben und daß die Einwirkung des Lateins – unser aller Vatersprache – auf alle Europäer nie abgerissen ist. Daher die verhältnismäßige Leichtigkeit des Übersetzens, solange man im Europäischen bleibt. Es wäre indes ein Fehler, die dennoch vorhandenen Denkunterschiede als ganz unwichtig zu vernachlässigen. Suzanne Öhmann hat das an lehrreichen Beispielen gezeigt.

Viel größere Unterschiede in der Gliederung, d. h. im sprachlichen Aufschluß der Welt, zeigen sich begreiflicher Weise beim Vergleich einer europäischen z. B. mit einer Indianersprache. Die amerikanische Forschung hat hier mit Erfolg gearbeitet. Ich denke an Benjamin Lee Whorf, aber auch an andere. Sie kommen ganz in die Nähe der Feldmethode, wählen auch Untersuchungsfelder oder schlagen solche vor, die in der Nähe der unsern liegen: Sozialordnung, Glaubensinhalte, Brauchtum, Riten, Ehe und Familie. Nicht zufällig taucht da auch der Name Humboldt auf.

Die Feldlehre hat, da sie mit dem Gedanken der Interdependenz arbeitet, eine gewisse Verwandtschaft mit strukturalistischen Betrachtungsweisen. Aber mit einem extremen Strukturalismus, der aus Liebe zur Exaktheit die Inhalte ausklammert, hat sie nichts zu schaffen, da sie es eben auf die Inhalte absieht, um deretwillen ja die Sprache überhaupt da ist. Schon die Phonologie kommt nicht ohne das verpönte meaning, ohne Wortinhalt aus. Denn das Hauptmittel der Phonologie, die Existenz eines Phonems festzulegen, ist die Ersatzprobe. Und die Ersatzprobe liefert nur dann Ergebnisse, wenn ich zuvor Bedeutungen kenne und daher beurteilen kann, ob ich ein Wort oder zwei Wörter vor mir habe. Die Infinitive *reißen* und *reisen* unterscheiden sich nur durch Stimmlosigkeit und Stimmhaftigkeit ihres mittleren Konsonanten. Da ich die Bedeutungen kenne, weiß ich, daß es zwei verschiedene Wörter sind, und erst daraus schließe ich, daß die deutsche Sprache zwei

s-Phoneme hat, ein stimmloses und ein stimmhaftes s. Ganz anders steht es mit dem r. Ob ich das Wort *Groll* mit Zungenspitzen-r oder mit Zäpfchen-r spreche, ist gleichgültig, es bleibt immer dasselbe Wort. Und daraus schließe ich, daß es im Deutschen nur ein einziges r-Phonem gibt. Auch auf der Stufe der Phonologie ist das meaning nicht zu entbehren. Wenn es hier nicht zu entbehren ist, wie sollte es auf irgendeiner anderen Ebene zu entbehren sein.

Nun, das ist bekannt. Ich bringe es auch nur, um folgende Überlegung anzuschließen. Man kann sich nicht viel davon versprechen, den einzelnen Sprachgenossen nach dem phonematischen Gefüge seiner Muttersprache zu befragen. Dennoch beherrscht er im einzelnen Redefalle die Phonematik seiner Sprache mit vollkommener Treffsicherheit. So auch auf höherer Ebene. Man wird wenig gewinnen, wenn man den Sprachgenossen auffordert, über die Gliederung dieses oder jenes Feldes explizit Auskunft zu geben. Dennoch trifft er im einzelnen Redefalle, wenn der Gegenstand nicht zu hoch über seinem Niveau liegt, i. a. das Richtige. Es gibt sogar das, was wir Wortwahl nennen, und das setzt immerhin ein partielles, im Blickfeld jeweils begrenztes und nur im Sprechakt bewußt werdendes Haben des Feldes voraus, vergleichbar jenem Minimum von Aufmerksamkeit, das zum lautlich richtigen Sprechen gehört. Freilich ist dieses Haben des Feldes – wie das gelegentliche Mißglücken der Wortwahl zeigt – nicht allen Sprachgenossen gleichmäßig erreichbar. Die Sprachgemeinschaft ist nicht eine so einheitliche Gruppe, wie man sich das in naheliegender Idealisierung gern denkt.

Dies ist die Stelle, an welcher Überlegungen über die geistige und gesellschaftliche Schichtung der Sprachgemeinschaft einzusetzen hätten. Hier müßten angeknüpft werden Fragen der Norm, der Sprachrichtigkeit, des Duldbaren und des Empfehlenswerten und schließlich die große sittliche Frage der Verantwortung des Wissenden, und das heißt auch des Philologen.

Aber lassen Sie mich hier schließen. Die Lehre vom Feld hat in Ablehnung und Zustimmung einen stärkeren Widerhall gefunden, als man in ihren Anfängen erwarten konnte. Deshalb habe ich es für nötig gehalten, wenigstens die Hauptpunkte vorzuführen, an denen sie sich im Lauf der Jahre geändert hat. Aber es kam mir auch und vor allem darauf an, zu zeigen, daß die Feldlehre nicht als ein Gespinst der Spekulation von oben her in die Praxis der Forschung einzuwirken versucht hat, sondern daß sie aus der praktischen Forschung selbst mit Notwendigkeit hervorgegangen ist. Dies hält sie bei allen Mängeln der Durchführung, die bei einem Rückblick über fünfundvierzig Jahre leugnen zu wollen töricht wäre, für ihre eigentliche Rechtfertigung.